



Theater aller Länder vereinigt euch!

Von der ersten Vorstellung im Jahr 2005 an begleitet jeden Jahrgang von radikal jung eine große Frage: Geben die eingeladenen Inszenierungen Aufschluss darüber, wie das Theater der Zukunft aussehen könnte? Regelmäßig werden alle möglichen Trends ausgemacht. Einmal wurde der geschickte Umgang mit der Videokunst bestaunt; dann wurde gelobt, dass sich die Inszenierungen auf die Mittel des Theaters besinnen und auf Filmeinspielungen verzichten. Es wurde gewürdigt, wie ernsthaft sich junge Regisseure mit Dramen und Romanen auseinandersetzen. Regisseure, die sich literarische Vorlagen frei und unbekümmert aneignen und daraus etwas ganz Neues schaffen, wurden als Vorreiter und Hoffnungsträger gefeiert.

In diesem Jahr gibt es Innovationen zu vermelden, bevor die erste Vorstellung begonnen hat. Das Festival der jungen Regisseure erfindet sich ein Stück weit neu. Was idealerweise Theatermacher schaffen, gelingt heuer den Festivalmachern: ein produktiver Bruch mit Konventionen.

Zum ersten Mal gibt es eine zusätzliche Spielstätte. Zwar wurde schon vor einigen Jahren Shakespeares VIEL LÄRM UM NICHTS im Zirkuszelt gespielt, doch das gehörte zum Konzept von David Böschs Inszenierung und war auch in Hamburg so. 2011 werden zwei Produktionen außerhalb des Volkstheaters gezeigt. Die Gastspiele des Schauspielhauses Zürich und des Brüsseler Théâtre National sind in der Reithalle (Heßstraße 132) zu sehen. Im Unterschied zu früheren Jahren beschränkt sich die Auswahl der Jury-Mitglieder (Annette Paulmann, Kilian Engels, C. Bernd Sucher) nicht auf deutschsprachige Staats- und Stadttheater. Das Ballhaus Naunynstraße und Heimathafen Neukölln, beide aus Berlin, erweitern das Spektrum der eingeladenen Bühnen. Die markanteste Neuerung besteht darin, dass dem Münchner Publikum drei Produktionen aus Brüssel, London und Belgrad vorgestellt werden. Das ist ein mutiger Blick über die Grenzen, denn ambitionierte junge Theaterregie findet bekanntlich auch in anderen Ländern statt.

Zugleich spiegelt sich in dieser Horizonterweiterung eine wichtige Entwicklung des deutschsprachigen Theaters. Die Öffnung hin zur

multikulturellen Gesellschaft und zu anderen Ländern ist ein wesentliches Merkmal der vergangenen Bühnenjahre. Viele Theater haben erkannt: Man kann nicht gesellschaftliche Relevanz beanspruchen, wenn man künstlerisches Personal engagiert, das in seiner Zusammensetzung nicht einmal annähernd der gesellschaftlichen Wirklichkeit entspricht. Inzwischen geht mit so gut wie jedem Intendantenwechsel eine internationale Öffnung einher. Das betrifft gleichermaßen Schauspieler, Regisseure, Dramaturgen und Autoren.

Internationalität und Offenheit sind nicht länger die Themen von Diskussionsrunden und Projekten, sondern gelebte Wirklichkeit. Mit dem Beginn ihrer Intendanz setzte Karin Beier 2007 ein Zeichen, wie es deutlicher kaum sein könnte: SCH•USPI•L KØL•. Und das nicht einfach nur als Werbegag, sondern als programmatischer Aufbruch. Am Schauspielhaus Bochum erfand Anselm Weber das international verknüpfte Theater „Boropa“. Das Berliner Maxim Gorki hat innerhalb kurzer Zeit eine enge Kooperation mit dem Krakauer Stary Teatr aufgebaut. Der Münchner Kammerspiele-Direktor Johan Simons sieht sein Theater im Zentrum Europas.

Diesem Wandel trägt die Jury Rechnung. Die Ausgabe 2011 wird ein Fest des jungen multikulturellen und internationalen Theaters. Das ist einerseits ein Novum. Andererseits wird diese Aprilwoche dem gerecht, was im deutschsprachigen Theater vielerorts Normalität ist. Der frische Wind aus Berlin und Europa bedeutet ein Gewinn: Das Festival bleibt so, was es sein soll: radikal jung.

Ansonsten wird vieles sein wie immer. Es gibt alte Stücke (PEER GYNT) und neue (VERRÜCKTES BLUT), Adaptionen älterer Romane (STILLER) und neuerer (DAS FÜNFTHE IMPERIUM). Außerdem, naturgemäß: Publikumsgespräche, ein Abschlussgespräch mit den Regisseuren und der Jury, der Publikumspreis, das von Kilian Engels und C. Bernd Sucher herausgegebene Buch des Henschel-Verlags mit Essays, Biographien und Stücktexten und die täglich erscheinende Festivalzeitung.

Peer was a Rolling Stone

Traumtänzer auf Welttournee: Henrik Ibsens dramatisches Gedicht PEER GYNT

Dieser junge Mann möchte hoch hinaus. Seine kleine, enge Welt ist ihm nicht mehr genug. Peer Gynt, der selbsternannte Lebenskünstler, begibt sich also auf große Tour, von Norwegen bis ins Kairoer Irrenhaus. Auf seiner langen Reise trifft er geheimnisvolle Trolle und Dämonen, raubt die Braut eines anderen, wird schließlich zum Sklavenhändler in Marokko und später zum schwadronierenden Wüsten-Propheten. Wenn dieses Abenteuer nicht wieder einer seiner verrückten Tagträume ist wie sein angeblicher Ritt auf einem Rentierbock, den er seiner Mutter zu Beginn des Stückes in schillerndsten Farben beschreibt.

Der Protagonist des 1867 uraufgeführten dramatischen Gedichts PEER GYNT ist auf den ersten Blick ein Taugenichts, ein ewig pubertierender Traumtänzer mit renitenter Verweigerungshaltung in Bezug auf gesellschaftliche Konventionen. „Ich bin, das ist Wahrheit, nackt / Ein einfacher Autodidakt“, beschreibt Peer Gynt sich selbst. Er beherrscht die Kunst der Verstellung,

schlüpft mühelos in jede Rolle, die sich ihm anbietet, und führt mit Charme, Wortwitz und Chuzpe seine Umgebung an der Nase herum. Doch darin liegt die Tragik dieser scheinbar so fröhlichen Spielernatur. Peer ist ein Meister der Verdrängung, der einen schweren privaten Schicksalsschlag durch seine Lügen zu kompensieren versucht. Der Bankrott seines Vaters Jon Gynt führte einst zum sozialen Niedergang der Familie und verwandelte das mächtige Haus der Gynts in eine Armenstube. Verspottet von seiner Umwelt, beginnt der junge Peer, sich in eine Welt hineinzuflüchten, in der er sein eigener Held ist – und er erträumt sich in prachtvollen Bildern alte Größe und Erhabenheit zurück. Dem Idealbild, das Peer Gynt von sich selbst schafft, wird er jedoch nie gerecht. Sein Hang zur grenzenlosen Übersteigerung der Wirklichkeit geht so weit, dass er seiner Mutter im Angesicht ihres Todes die Himmelfahrt zum „Soria-Moria-Schloss“ der norwegischen Märchentradition vorgaukelt, um ihr den Abschied vom irdischen Leben zu

erleichtern. Dass Peer das Glück in den Armen Solveigs findet, wenn er am Ende des Dramas in sein Heimatdorf zurückkehrt, ist mehr als fraglich. Denn seine eigene Identität hat der rastlos Suchende auf seiner Reise nicht gefunden. In der berühmten Zwiebelallegorie im fünften Akt des Stückes versucht Peer zwar, sich „Hülle um Hülle“ seines vergangenen Lebens zu entledigen. Er stellt aber schnell fest, dass der Kern seines tiefsten Inneren bei dieser Häutung kein einziges Mal zum Vorschein kommt.



Foto: Archiv

Auch Henrik Ibsen verließ ähnlich wie sein Peer Gynt einst die Heimat, weil er sich von seinen Landsleuten angefeindet und unverstanden fühlte. Insgesamt 27 Jahre verbrachte er im „freiwilligen Exil“ in Italien und Deutschland. Bis heute ist PEER GYNT das am leidenschaftlichsten rezipierte Stück des norwegischen Autors im deutschsprachigen Raum. Der junge Regisseur Antú Romero Nunes, der bereits 2010 mit seiner Diplominszenierung DER GEISTERSEHER zum Festival „radikal jung“ eingeladen war, hat nun das Drama von seinen äußeren Schichten befreit und seinen Kern freigelegt. Mit nur drei Schauspielern erzählt er den Aufstieg und Fall einer so sympathischen wie bemitleidenswerten Figur.

Lena Kettner



Huch, schon so spät?

Foto: Birgit Hupfeld

Impressum

Radikal jung texversion
Herausgeber: Münchner Volkstheater
V.i.S.d.P.: C. Bernd Sucher
Redaktion: Nicole Baumann, Patrick Bethke, Cornelia Fiedler, Lena Kettner, Eva Mackensen, Philipp Mitterwieser, Claudio Musotto, Marius Nobach, Marko Pfingsttag, Lukas Wilhelmi, Barbara Wopperer.



Vor der Rebellion: Händewaschen nicht vergessen!

Foto: Milan Benak

Volkstheater, Alter!

Güner Balcis Roman ARABQUEEN will aufklären und Mut machen

Freiheit und Selbstbestimmung sind utopische Vorstellungen für die Teenager Mariam und Fatme. Sie sind zwei muslimische Schwestern aus Berlin-Wedding und die Hauptfiguren von Güner Balcis 2010 erschienenem zweiten Roman ARABQUEEN ODER DER GESCHMACK DER FREIHEIT. Was für andere Mädchen in ihrem Alter selbstverständlich ist – Disco-, Schwimmbad- und Kinobesuche, das Abhängen mit deutschen Freundinnen, das Interesse an Jungs –, ist für Mariam und Fatme tabu. Ihre streng traditionalistischen Eltern lassen nicht zu, dass die beiden auch nur einen Schritt ohne ihre Erlaubnis unternehmen. Denn die deutsche Gesellschaft wird von ihnen als ständige Gefahr für ihre Töchter gesehen, und Wert haben die Mädchen aus Sicht der Eltern nur so lange, wie sie ihre Jungfräulichkeit besitzen. Die Ehrbarkeit der Familie wird als einziges Ziel gesehen, für das es sich zu leben lohnt. Widerstand gegen die strengen Vorschriften wird daher nicht geduldet und, zeigt er sich einmal, vom cholischen Vater mit Schlägen bestraft.

Rebellieren gegen diese Zwangslage können die beiden aufgeweckten Mädchen nur versteckt. Vor allem Mariam führt ein Doppelleben und schleicht sich oft davon, um sich mit ihrer deutschen Freundin Lena zu treffen. Damit sie sich für wenige Stunden der Kontrolle ihrer Eltern entziehen kann, baut Mariam mühsam ein fragiles Lügengebilde auf, das immer in Gefahr ist, zusammenzubrechen. Als die Eltern erfahren, dass sich Mariam mit einem Jungen getroffen hat, wird sie zuhause

eingesperrt. Nichts soll ihre Vermählung mit einem Cousin gefährden, den sie kaum kennt.

Die Handlung und die Zeichnung der Charaktere zielen auf Exemplarität, so dass der Roman oft droht, klischeehaft zu werden. Auf der einen Seite steht Mariams Familie: der gewalttätige Vater Kamil, der seinen Minderwertigkeitskomplex nur verdrängen kann, wenn er seine Familie terrorisiert. Die Mutter Hawwa, die von ihrem Mann unterdrückt wird, ihren Kindern aber auch die Freiheit nicht gönnt. Ihnen gegenüber stehen die Deutschen, repräsentiert durch Lenas naive Eltern, die unfähig sind, mit der rauen Wirklichkeit umzugehen, und eine engagierte Sozialarbeiterin.

Authentisch wirkt der Roman, weil die Journalistin Güner Balci die Geschichten, über die sie schreibt, aus eigener Erfahrung kennt. Sie selbst stammt aus Berlin-Neukölln, jenem Stadtteil, der in den vergangenen Jahren in den Medien häufig als trauriges Beispiel für die gescheiterte Integration türkischer und arabischer Migranten erhalten musste.

Güner Balci hatte das Glück, von ihrer Familie gefördert zu werden. Sie studierte Erziehungs- und Literaturwissenschaft und arbeitete als Sozialarbeiterin sowie als Fernsehredakteurin. Ihr erster Roman ARABBOY erschien 2008. Das erklärte Ziel ihrer sprachlich eher konventionellen Doku-Romane ist Aufklärung. Muslimische Frauen sollen erfahren, dass sie Rechte haben, und die Deutschen sollen ein größeres Bewusstsein für die Problemlage der Fremden entwickeln. Ihr

Buch sei als Anleitung zur Rebellion zu verstehen, erklärt Balci im Vorwort zu ARABQUEEN. Deshalb lässt sie ihre Heldin, anders als es bei Mariams realem Vorbild der Fall war, am Ende die Flucht ergreifen und fern von ihrer Familie ein neues Leben anfangen. Im Anhang des Buches werden die Adressen von Einrichtungen angeführt, an die sich Mädchen, denen Gewalt und Zwangsheirat drohen, wenden können.

Balcis Romane sind unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung für die Bühne adaptiert worden. Aufgeführt wurden sie als erster und letzter Teil einer Trilogie, den Mittelteil bildete SISTERS, ein Stück über eine Mädchengang. Alle drei wurden von Nicole Oder, einer jungen Regisseurin ohne Migrationshintergrund, im Heimathafen Neukölln inszeniert. Balci ist Schirmherrin dieses erst seit 2009 am heutigen Standort bestehenden Off-Theaters, das mit dem Slogan antrat: „Berlin hat wieder Volkstheater!“ Im Heimathafen werden alte Berliner Volksstücke und Revuen aufgeführt, es gibt Lesungen, Konzerte, sogar Boxkämpfe, doch überregionalen Ruhm hat sich die Spielstätte vor allem durch Oders NEUKÖLLN-TRILOGIE erworben. Für die zehn Frauen, die den Heimathafen betreiben, ist der Bezug zur Berliner Realität von entscheidender Bedeutung. Nicole Oder etwa hofft, durch das Umsetzen von Stoffen, die das Publikum aus eigener Erfahrung kennt, den Blick für die realen Probleme schärfen zu können, die sich in unmittelbarer Nähe des Theaters abspielen.

Marius Nobach

Sich hoch schlafen

Da gähnt sie. Oder wenn man den radikal jung-Flyer umdreht: Da gähnt er. Doch was macht die zwei so müde? Doch nicht ihr Jung-sein. Das verbietet sich. Wer jung ist, ist auch wach. Wer feiern kann, kann auch ausschlafen. Aber vielleicht ist es ihr radikales Jung-Sein, das sie so mattet. Schließlich trägt das Radikal-Sein einer Jugend ähnlich neurotische Züge, wie das Besser-Sein früherer Tage. Nichts ist ungläubwürdiger als der Glaube an das eigene, lang zurückliegende Dagegen-Sein. Nichts ist verkrampfter als zwanghafte Lockerheit. Nichts auf der Welt ist älter, als der Wunsch nach einer radikalen Jugend.

Demnach ist „radikal jung“ vielleicht einfach seiner Zeit voraus. Möglicherweise ist Müdigkeit die neue Rebellion. Befinden wir uns in einem neuen Zeitalter, einer neuen Kommunikationsform des Protests? Ist Trägheit das neue Karrieregeheimnis? Ist Faulheit die neue Leistungsmaxime? Post-Moderne, Post-Dramatik ... Post-Burn-Out? Aber wenn dies ein Anfang ist; Wo sollte dieser Umschwung starten, wenn nicht auf den Theaterbühnen? Also quasi im dunklen Untergrund. Wo sollte der Widerstand seine Wurzeln haben, wenn nicht in München? In den Kellern dieser Stadt ist schon immer viel heran gewachsen.

„Entschleunigung“ nennt man diesen subversiven Akt im Volksmund. Ehemals radikale wie Sabine Christiansen oder Jupp Heynckes nahmen ihn – wohl aus nostalgischer Friedfertigkeit – bereits in den Mund. Doch ihre Zeit ist abgelaufen.

Die Jugend hat die Bühne, hat das Wort. Die hat ihre ganz eigene Sprache. So heißt das Jugendwort 2010 „Niveaulimbo“, eine gelenkige Bezeichnung für den stetigen Qualitätsverlust in der deutschen Medienlandschaft. Es ist aber auch schlimm, was wir alle da wieder gucken. Auf Platz 4 des Langenscheidt-Wettbewerbs schaffte es im abgelaufenen Jahr die „Speckbarbie“.

Eine fluffige Bezeichnung für Nachwuchsflittchen in zu engen Klamotten. Fürs Treppchen reichte es aber nicht, wie die Pressemitteilung verlautete, „weil vor allem die jugendlichen Jurymitglieder den Begriff als zu abwertend empfanden“. Allzu frech sollte es dann doch bitte nicht sein. Aber vielleicht ist Müdigkeit auch nur das neue Frech. Nach inoffiziellen Angaben lautet das Jugendunwort des Jahres übrigens: Jugendwort.

Lukas Wilhelmi

KAMPPKRITIKERKARTE



Lena

Leistung: free hugs for everyone
von 0 auf 100: Smileys in nur 20 Textmitteilungen
Anschläge pro Minute: ein Anschlag auf ein Staatstheater reichte aus
Reichweite: Armlänge (siehe Leistung)
Style: feminin
Spezialangriff: Kampfstricken

KAMPPKRITIKERKARTE



Lukas

Leistung: Arminia-Bielefeld-Fan
von 0 auf 100: Kölsch an einem guten Wochenende
Anschläge pro Minute: direkt proportional zu Punkt 2
Reichweite: bald nur noch 3. Liga
Style: zu jedem Jackett den passenden Button
Spezialangriff: phrasenfette Todschatthesen aus dem Nichts

Das Theatralische Quartett

Ein Gesellschaftsspiel, das seinen Reiz seit Jahrzehnten nicht verloren hat, obwohl oder gerade weil es um nichts anderes geht, als den Gegner durch das Vorlesen zweifelhafter Qualitäten aus einer der Rubriken auf den Spielkarten auszustechen. Jeden Tag finden Sie in dieser Zeitung neue Kritikerkampfkarten, bis die gesamte Redaktion der *textversion* beisammen ist. Einfach sammeln, mit der Schnippy-Papierschere ausschneiden und losfighten! Viel Vergnügen!

radikal ich #1

So ganz am Anfang ist es immer gut, sich über Erwartungshaltungen Gedanken zu machen. Denn nur wer weiß, was er erwartet, kann auch enttäuscht sein. Was also soll es leisten, dieses „radikal jung“? Dieses Festival stellt sich unter den Deckmantel der Radikalität. Es präsentiert junge Regisseure mit ihren ganz verschiedenen Zugriffen, ihren disparaten Ästhetiken und ihren stärksten Arbeiten. Alles ist möglich. Das Einzige, wovon man sicher ausgehen kann, ist die übermäßige, überschwängliche Verwendung des Wortes radikal. Jener Präsumtion nachgehend, verdient dieses im Alltag selten gebrauchte Adjektiv genauere Betrachtung: radikal heißt, „an die Wurzel gehend, vollständig, gründlich und ohne Schonung, hart und rücksichtslos etwas verfolgend“. Bequemlich- sowie Gemütlichkeit sind demnach also nicht zu erwarten!

Um die tatsächliche Abnutzung des kleinen Wortes während der Festspiele so gering wie möglich zu halten, eine Liste meiner Lieblingssynonyme zur Radikalvermeidung: kompromisslos (für Extreme), revolutionär (für Aufständische), subversiv (für Destruktive), grundlegend (für Fundamentale) und gnadenlos (für Grausame). Es wäre begrüßenswert, würden so viele wie möglich dieser Adjektive verwendet, um auch der Diskussionskultur einiges an Wortvielfalt hinzuzufügen.

Über alles andere wage ich hier nicht zu mutmaßen. Theater kann alles: vor allem überraschen. – Kann man dann wenigstens von dieser Kolumne etwas erwarten? Und die Antwort auch auf diese Frage ist: Nein. Mit Schopenhauer gesprochen: „Denn, um nicht sehr unglücklich zu werden, ist das sicherste Mittel, dass man nicht verlange, sehr glücklich zu sein.“ Sie ist ein Versuch, aus der Masterclass ihre Schreibenlässe zu ziehen, die dort aufkommenden Fragen und Diskussionen hier vorzustellen. Vielleicht schafft sie es, zum Weiterdenken anzuregen, vielleicht wird sie langweilig. Die Meisterklasse beschäftigt sich mit den Inszenierungen des Vorabends, deren Regisseure sich in diesem Forum der Diskussion stellen. Über ihre Ästhetik, ihre Zugriffe, ihre Handschrift, wird gesprochen und gestritten werden. Und darüber wiederum schreibt diese Kolumne. Was genau, weiß sie noch nicht. Wie, auch noch nicht. Das eine oder andere Mal sicherlich Nonsens.

Florian Fischer